

Der große Fisch im kleinen Teich

Welche Folgen begabungsspezifische Gruppierung haben kann

Besonders begabte Kinder in speziellen Klassen, Kursen oder AGs zusammenzufassen und gemeinsam zu unterrichten, ist eine gängige Fördermethode, die vielerlei positive Konsequenzen nach sich zieht.

Ganz ohne Nachteile ist das jedoch auch nicht. Eine negative Begleiterscheinung, in der Literatur als „Fischteichereffekt“ (*Big-Fish-Little-Pond-Effekt*) bezeichnet, soll in diesem Artikel vorgestellt werden.

Ich freue mich wie immer auf eure Kommentare und Ideen! Mailt mir an forschung@mensa.de.

In der Grundschule ist die Welt für viele Hochbegabte noch in Ordnung. Sie kommen im Unterricht gut mit, ohne sich großartig anzustrengen, sind ihrer Klasse möglicherweise sogar ein Stück voraus, weil sie schon lesen oder rechnen können. Sie schreiben gute Noten und gehören oft sogar zu den Besten der Klasse; und darüber hinaus lernen sie täglich Neues. All diese Faktoren prägen das Selbstbild eines Kindes: zum einen der Vergleich mit dem früheren Selbst (was habe ich dazugelernt?), zum anderen die Rückmeldungen durch Lehrkräfte, Mitschüler und Eltern, wobei die Noten eine zentrale Rolle spielen.

In der Schule ist wichtig, wie man seine eigenen Leistungen und Fähigkeiten wahrnimmt; die Forschung nennt diesen Aspekt des Selbstbildes das *akademische Selbstkonzept*. Dieses speist sich aus zwei Quellen: dem Vergleich mit den eigenen bisherigen Leistungen (internaler

Bezugsrahmen) und dem Vergleich mit den Leistungen anderer, in der Regel denen der Klassenmitglieder (externaler Bezugsrahmen). Bedeutsam ist das akademische Selbstkonzept vor allem deshalb, weil es sich auf Motivation, Verhalten in Leistungssituationen und letztlich die Schulnoten auswirkt. Kinder mit hohem akademischen Selbstkonzept trauen sich mehr zu und zeigen höheres Interesse. Wer etwa glaubt, gut in Mathe zu sein, freut sich vermutlich auf den Rechenunterricht und probiert auch mal schwierigere Aufgaben aus, während der Deutschunterricht, der einem möglicherweise nicht so liegt, deutlich weniger attraktiv ist.

Diejenigen an der Spitze der Klasse haben meist auch ein ausgeprägt positives akademisches Selbstkonzept und sind überzeugt, gut in der Schule zu sein. Wenn sich der Erfolg einstellt, ohne dass man sich dafür anstrengen muss, fällt es natürlich schwer, das eigene Werden zu verfolgen: Man „kann es einfach“ und entwickelt entsprechend eher die Überzeugung, die eigenen Leistungen rührten von einer wenig veränderbaren Fähigkeit her (*Entity Theory*; siehe Beitrag im letzten Mag). Man orientiert sich an einem externalen Bezugsrahmen, nämlich dem Klassendurchschnitt. Und je eindeutiger die eigenen Leistungen darüber liegen, desto leichter ist es, sich als „großer Fisch im kleinen Teich“ zu sehen.

Raus aus dem kleinen Teich!

Was passiert aber, wenn dieser Fisch von seinem Teich in einen See umsiedelt wird, in dem viele andere Fische seines Kalibers, möglicherweise sogar deutlich größere Fische, leben? Die Konsequenz liegt auf der Hand: Mit

einem Mal ist er nicht mehr der Größte, sondern nur noch Durchschnitt – oder sogar eher klein. Auf die Schule übertragen heißt das, dass sich das akademische Selbstkonzept an die mittlere Leistung der Vergleichsgruppe, also der Klasse, anpasst. Sobald man mit anderen zusammenkommt, die ebenso gut oder sogar besser sind als man selbst, verändert sich das akademische Selbstkonzept zum Negativen.

Das ist beispielsweise beim Wechsel auf die weiterführende Schule der Fall; und je höher das Niveau der neuen Klasse liegt, je größer der Teich und die darin befindlichen Fische*, desto stärker ist dieser „Einbruch“. Es wäre also zu erwarten, dass das akademische Selbstkonzept vor allem dann leidet, wenn besonders Begabte gruppiert werden, wenn der Kontrast also besonders groß ist. Ganz so schlimm ist es aber zum Glück nicht. Denn Schüler orientieren sich hauptsächlich an ihrer eigenen Klasse (was auch dadurch unterstützt wird, dass Lehrkräfte sich bei der Benotung an den Leistungen der Klasse insgesamt orientieren, also eine soziale Bezugsnorm anwenden).

Egal also, ob die neue Gruppe insgesamt ein etwas oder ein deutlich höheres Niveau hat: Das Problem, sich selbst in Bezug auf die anderen neu einsortieren zu müssen, haben alle, ob es jetzt eine Gymnasialklasse, eine Begabtenklasse oder später die Universität ist. Entsprechend ist der Big-Fish-Little-Pond-Effekt, der Einbruch des akademischen Selbstkonzepts nach der Neugruppierung, nicht etwa proportional zum Leistungsniveau der Klasse, sondern bei normalen Gymnasial- und Begabtenklassen etwa gleich stark ausgeprägt. Er trifft schlichtweg alle, die ihren Platz in einer

leistungsstärkeren Gruppe finden müssen. Einziger Unterschied: Kinder und Jugendliche in Begabtenförderklassen haben insgesamt ein etwas höher ausgeprägtes Basisniveau des akademischen Selbstkonzepts (was in Anbetracht der in der Regel besseren Leistungen über ihre Schulkarriere aber auch nicht weiter verwundert).

Positive Effekte begabungsspezifischer Gruppierung

Abgesehen davon müssen diese negativen Konsequenzen auch sorgfältig gegen die positiven Folgen begabungsspezifischer Gruppierung abgewogen werden: Begabtenförderklassen wirken sich nicht nur förderlich auf die Entwicklung der akademischen Leistungsfähigkeit aus (was ja schließlich zu den Hauptaufgaben der Schule gehört). Sie beugen auch negativen Folgen wie Langeweile und Frustration aufgrund Unterforderung und damit einhergehendem Verlust des Interesses vor.

Darüber hinaus werden positive Auswirkungen auf das Sozialverhalten berichtet – ähnlich dem, was auch viele Mensaner bei ihrem Eintritt in den Verein erleben: „Die sind ja wie ich!“ Nicht zuletzt gibt es auch noch einen gegenläufigen positiven Effekt für das akademische Selbstkonzept, der sich daraus ergibt, dass man augenscheinlich wohl

* Die Fischteichmetapher stammt vom australischen Forscher Herbert Marsh, der den Big-Fish-Little-Pond-Effekt als Erster beschrieben hat.

Über die Autorin

Dipl.-Psych. Tanja Gabriele Baudson M.A. arbeitet als Hochbegabungs- und Kreativitätsforscherin an der Universität Trier. Sie ist Beisitzerin für Hochbegabtenforschung von Mensa in Deutschland e. V.

Streifzüge durch die Begabungsforschung (XVII)

besonders gut sein muss, wenn man in eine Förderklasse so hohen Niveaus aufgenommen wird: der so genannte *Basking-in-Reflected-Glory*-Effekt, das Sich-Sonnen im hohen Renommee der Begabtenklasse. Beide Effekte konnten in einer aktuell noch laufenden Längsschnittstudie der Universität Trier, die spezielle Hochbegabtenklassen in Rheinland-Pfalz wissenschaftlich begleitet, bislang für das akademische Selbstkonzept in Mathematik nachgewiesen werden. Weitere Untersuchungen stehen noch aus.

Ein weiterer beruhigender Befund: Der Big-Fish-Little-Pond-Effekt nimmt über die Zeit ab. Am stärksten ausgeprägt ist er über die ersten Monate in der neuen Klasse – also so lange, bis alle ihren Platz in der Leistungsrangliste gefunden haben. Ob man ihn komplett verhindern kann, ist jedoch noch nicht klar. Sicherlich wäre es hilfreich, wenn sich Lehrkräfte bei der Benotung weniger an der Klassenleistung als an der Leistungsentwicklung des Einzelnen orientieren würden. Andererseits verhindert der Effekt möglicherweise, dass man sich vorzeitig auf seinen Lor-

beeren ausruht – und würde somit vielleicht auch den Ehrgeiz wecken, durch Anstrengung wieder auf das frühere Niveau zu gelangen. Insgesamt gibt dieses spannende Feld gewiss noch einiges an Forschungen her.

Tanja Gabriele Baudson

Literatur:

- ▶ Marsh, H. W. & Parker, (1984). Determinants of students' self-concept: Is it better to be a relatively large fish in a small pond even if you don't learn to swim as well? *Journal of Personality and Social Psychology*, 47, 213–231.
- ▶ Preckel, F. & Brüll, M. (im Druck). The benefit of being a big fish in a big pond: Contrast and assimilation effects on academic self-concept. *Learning and Individual Differences*.
- ▶ Rindermann, H. & Heller, K. A. (2005). The benefit of gifted classes and talent schools for developing students' competences and enhancing academic self-concept. *Zeitschrift für Pädagogische Psychologie*, 19, 133–136.